

lich-politischen Status quo unkritisch stützend zu verstehen sein sollen. Diese Abgrenzung – hie vorgeblich kritisch, dort affirmativ oder ähnlich – gibt den gegenwärtigen Diskurs in der politischen Bildung nicht adäquat wieder und könnte letztlich zu einer Lagerbildung und Wagenburgmentalität führen, welche den Interessen schulischer und außerschulischer politischer Bildungsbemühungen in höchstem Maße abträglich wären.

Ingo Juchler

## Historische Politikforschung

Pocock, John Greville Agard. *Barbarism and Religion. Volume V: Religion: The First Triumph*. Cambridge. Cambridge University Press 2010, 419 Seiten. £ 55/61,18 €.

Etwa fünf Jahre sind vergangen zwischen dem Erscheinen des vierten und des nunmehr vorliegenden fünften Bandes dieser Reihe, die das Alterswerk des mittlerweile über achtzigjährigen John Pocock darstellt: „Barbarism and Religion“, eine aufwendige Interpretation von Edward Gibbons „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“. Mit dem Titel dieses Bandes: „Religion: The First Triumph“ ist der Aufstieg des Christentums zur Staatsreligion des römischen Reiches gemeint, die von Kaiser Konstantin (Flavius Valerius Constantinus) im vierten Jahrhundert eingeleitet wurde. Gibbon hatte sein Narrativ des Niedergangs des Römischen Reiches in der Zeit um 100 herum einsetzen lassen und es in den Kapiteln 3 bis 14 bis zur Herrschaft Konstantins vorangetrie-

ben, wobei er die Christen nur gelegentlich am Rande erwähnt hatte. An dieser Stelle seines Narrativs indes, an der Schwelle der Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion, machte er einen Schnitt und beendete den ersten Band seines Werkes mit einem Rückblick auf die Entwicklung des Christentums vor seiner Erhebung zur Staatsreligion. Dieser Rückblick, in zwei Kapitel (15 und 16) gegliedert, besteht aus zwei Teilen: Erstens diskutiert Gibbon die Gründe für die Verbreitung des Christentums im Reich, seine Stärke, relativ zu den existierenden Religionen, und zweitens die wechselhafte Religionspolitik der Reichsführungen im Verhältnis zum Christentum, die Frage der Christenverfolgung. Da wir es in England im 18. Jahrhundert immer noch mit einer in starkem Maße religiös imprägnierten Gesellschaft zu tun haben, dürfte ihm klar gewesen sein, dass diese Kapitel auf besonderes Interesse stoßen und insbesondere vom Klerus sehr genau inspiriert werden würden. Und es ist anzunehmen, dass er seine Formulierungen sorgfältig gewählt hat. Gleichwohl entzündete sich an diesen Kapiteln Kritik im Spektrum zwischen moderat-wohlwollend und denunziatorisch, und auf einige Aspekte dieser letzteren Art von Kritik hat Gibbon auch erwidert. Im Ergebnis haben diese Auseinandersetzungen, sicher gegen seine Intention, bei einer insgesamt positiven Rezeption das Bild Gibbons als eines „Deisten“ und Religionskritikers bestimmt.

Pocock seinerseits geht entsprechend seinem Verfahren in den früheren Bänden von „Barbarism and Religion“ auch in diesem Band so vor, dass er zunächst die maßgeblichen Quellen Gibbons in Augenschein nimmt, um dann zu analysieren, wie Gibbon mit diesem

Material umgegangen ist und welche eigene Position er vor diesem Hintergrund entwickelt hat. Auf diese Untersuchungen der Gibbonschen Quellen kann hier nicht näher eingegangen werden, es sollen aber doch die wichtigsten jedenfalls genannt werden: Aus der Antike sind dies vor allem Verteidigungsschriften des Christentums von dem Märtyrer Justin, der im zweiten Jahrhundert lebte und dessen Texte in der Interpretation Pococks ein Frühstadium der Begegnung zwischen Christentum und griechischer Philosophie reflektieren, und die Kirchengeschichte von Eusebius, Bischof von Caesarea und ein Zeitgenosse Konstantins. Und aus der Zeit seit etwa 1690 diskutiert Pocock Schriften des Jansenisten Sébastien Le Nain de Tillemont, die bis 1720 erscheinende Kirchengeschichte von Claude Fleury, kirchengeschichtliche Schriften von dem Hugenotten Jean Le Clerc, Isaac de Beausobres Geschichte des Manichäismus aus den 1730er Jahren und kirchengeschichtliche Werke des deutschen Lutheraners Johann Lorenz von Mosheim von 1753 und 1755. Es muss gesagt werden, dass diese Diskussion Pococks für Nicht-Kirchenhistoriker nur schwer nachvollziehbar ist, aber im Kern betont er den Prozess der Ausarbeitung des Christentums zu einem Glaubenssystem in der Begegnung der frühchristlichen Überlieferung mit gnostischen Strömungen einerseits, vor allem in Ägypten, und mit griechischer Philosophie andererseits. Dies letztere beginnt mit Paulus, der als einziger unter den Aposteln über die Bildung verfügte, das Christentum an griechisch gebildete Schichten zu vermitteln, dessen Rolle für die Ausbreitung des Christentums im hellenistischen Raum und von dort nach Rom also zentral war.

Sodann analysiert Pocock einige britische Autoren, die Gibbons Position zur Kirchengeschichte beeinflussten, und zwar Conyers Middleton, der eine skeptische, dekonstruktivistische Position zum Wunderglauben auch im frühen Christentum entwickelte, Bischof William Warburton, der kichenpolitisch eine liberale Position einnahm, und David Hume, der den Glauben als Dialektik von „Enthusiasm“ und „Superstition“ und als inhärent intolerant beschrieb.

Schließlich geht Pocock auf die Kapitel 15 und 16 von Gibbons „Decline and Fall“ selbst ein. Entscheidend für die feindselige Reaktion in gewissen Kreisen, insbesondere des englischen Klerus, war demnach Gibbons Erklärung, einleitend zu seiner Darstellung der Ausbreitung des Christentums im römischen Reich, dass dieser Siegeszug einsteils auf göttliches Wirken, andernteils aber auch auf weltliche Ursachen zurückzuführen sei, die er als „secondary causes“ bezeichnet und für die er als Historiker allein zuständig sei. Es sind dies nach Gibbon: 1. die Intoleranz der Christen, die alle anderen im Reich verbreiteten Religionen strikt ablehnten; 2. die attraktive christliche Lehre von der Auferstehung und vom Leben nach dem Tode; 3. die angeblichen Wunder der Apostel (und auch noch späterer Christen? Ein heikles Feld, zumal für Protestanten, die mit der katholischen Fortführung des Wunderglaubens bis in die Gegenwart gebrochen hatten); 4. der disziplinierte und moralisch anspruchsvolle Lebenswandel der frühen Christen und 5. die zunehmend straffe und hierarchische Kirchenorganisation, in der die Bischöfe im Laufe der Zeit die zentrale Rolle spielten. Indem er dieserart nach rationalen Erklärungen für die Verbreitung

des Christentums sucht, setzte sich Gibbon in den Augen gewisser seiner Zeitgenossen dem Verdacht aus, das göttliche Wirken in dieser Welt zu leugnen. Und man nahm ihm übel, dass er im 16. Kapitel die Christenverfolgung als eine letztlich verständliche Reaktion der Reichsführung auf die religiöse Intoleranz der Christen selbst darstellte. Diese Aspekte werden von Pocock sehr schön herausgearbeitet, aber man fragt sich, ob dafür die langwierigen Auseinandersetzungen mit Gibbons Quellen unbedingt notwendig waren.

Raimund Ottow

### **Methoden der Politikwissenschaft und Disziplingeschichte**

*Jesenitschig, Clemens. Gerhard Lehmbruch – Wissenschaftler und Werk. Eine kritische Würdigung.*  
Marburg. Tectum 2010. 209 Seiten.  
24,90 €.

Zu den aufschlussreichsten Bestandteilen der Geschichte unseres Faches gehören sicherlich die Biographien seiner führenden Repräsentanten. Dazu wird man auch die Darstellungen von Lebensweg und Werk von noch lebenden Fachvertretern zählen können, obwohl natürlich eine gewisse Zurückhaltung bei der kritischen Würdigung von alterwürdigen Herren Hemmungen auferlegt. So ist es zu begrüßen, dass nach Arbeiten über Karl Dietrich Bracher (von Ulrike Quadbeck) und Wilhelm Hennis (von Stephan Schlak) nun auch eine informative Veröffentlichung zu Gerhard Lehmbruch vorliegt. Ihr Autor, Clemens Jesenitschig, spürt zunächst den Einwirkungen des be-

wegten Lebenslaufs von Gerhard Lehmbruch auf dessen intellektuelles Profil nach. Er konstatiert, dass der 1928 in Ostpreußen geborene Sohn eines protestantischen Dorfpfarrers wesentlich durch die Konflikterfahrungen des Grenzlanddeutschstums, der nationalsozialistischen Diktatur und der Vertreibung nach Ende des Zweiten Weltkrieges geprägt worden ist. Nach einem Theologiestudium begann für Lehmbruch mit der Übernahme einer Hilfskraftstelle am Tübinger Lehrstuhl von Theodor Eschenburg und dem Zweitstudium, eine akademische Karriere in der Politikwissenschaft. Auf die Promotion und Habilitation unter Eschenburg folgten in schnellem Wechsel Professuren in Heidelberg und Tübingen. Fast zwei Jahrzehnte lehrte Lehmbruch dann in Konstanz, wo er 1996 emeritiert wurde – was aber, wie bei vielen Gelehrten zu beobachten, keinen Einschnitt in seiner bis heute andauernden wissenschaftlichen Produktivität bewirkte. Nur am Rande erwähnt Jesenitschig die Tätigkeit Lehmbruchs als Vorsitzender der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft in den Jahren 1991 bis 1994, der wir sehr einsichtsvolle Studien zum Charakter des deutschen Vereinigungsprozesses im Allgemeinen als auch im Besonderen unseres Faches verdanken. Anschließend an diese Lebensbeschreibung skizziert und würdigt Clemens Jesenitschig das wissenschaftliche Lebenswerk Lehmbruchs. In der 1967 erschienenen Studie zur „Proporzdemokratie“ entwickelte er anhand Österreichs und der Schweiz ein Modell der „Konkordanzdemokratie“, das sich durch seinen Kontrast zur bis dahin in der politikwissenschaftlichen Gedankenwelt dominierenden Vorstellung einer „Wettbewerbsdemokratie“